

## Der Ochse und sein Hirte

### Zengeschichte aus dem dem alten China<sup>1</sup>

Die Rinderparabel verdeutlicht die Schulungs und Entwicklungsstadien im Zen. Sie wurde erstmals im China der Sung-Zeit (960-1279 n.Chr.), aus der die umfangreichste frühe Zen-Literatur stammt, von einem Schüler von Meister Lin-chi gemalt. Diese frühen Bilder sind verloren gegangen. Die zehn Bildmotive und die dazugehörigen Kommentare und Lobgedichte, wie wir sie heute kennen, werden Meister Kuo-an (12. Jh.n.Chr.), einem chinesischen Zenmeister, zugeschrieben. Die Zeichnungen waren eng mit der Entstehung der Koan-Übungen im Zen-Buddhismus verbunden. Die Ochsenbilder stellen einen Initiationsweg dar und sie beschreiben einen Individuationsweg, das bedeutet – einen spirituellen Weg zu sich selbst, zur ganzheitlichen Entfaltung und zum Wissen, wer bin ich? Er wird auch als ein Weg der Erlösung aus dem Verhaftetsein in der Illusion gesehen, nämlich dass wir getrennt vom Urgrund leben. Der Weg zielt darauf, Gegensätze zu vereinen. Er wird als ein Weg des Erwachens bezeichnet, des Erwachens zu unserem tiefsten Wesen.

Die Geschichte handelt von einem Ochsen und einem jungen Hirten. Der Ochse ist ein Symbol für unser tiefstes Wesen – christlich gesprochen für Gott in uns, nach dem wir suchen. Der junge Hirte repräsentiert das Ich der Erscheinungswelt auf der Suche nach dem wirklichen wesenhaften Selbst, nicht nach Konzepten über es. Dieser junge Hirte ist tatsächlich immer auf der Suche nach etwas: gierig nach Geld, Ansehen, sozialer Macht. Das Leben aber ist mehr. So geht die Suche weiter, mal mit Hilfe jener Philosophie, mal mit jener Spiritualität. So wird das phänomenale Ich immer grösser und strebt von Erfolg zu Erfolg. Bis es möglicherweise zu einer Krise kommt. Möglicherweise geht die Suche weiter, wie uns die nachfolgende Zen-Geschichte zeigt.

Die Serie der 10 Bilder vom Ochsenhirten beschreibt sehr konkret den Prozess, in welchem das kleine, begrenzte, unvollkommene und relative Ich, der kleine Hirte, zum vollkommenen Ochsen erwacht, den Ochsen ergreift und dann wieder vergisst, um ihn schliesslich ganz in seine Persönlichkeit einzuverleiben. Das Ziel der Zen-Übungen, wie sie hier dargestellt sind, ist die Selbstverwirklichung. „Zunächst treibt sich der Herzens Ochse nur in Verlegenheit und Verwirrungen umher. Doch wenn der Schüler mit allem Fleiss der mühevollen Übung an sich schmiedet, wächst ihm aus der Versenkung das Vermögen zu, ruhig und unentwegt wie auf einem unerschütterlichen Felsen zu sitzen. Jetzt wird der Ochse ganz weiss und so mächtig, dass er mit einem einzigen Atemzug den Himmel und die Erde erfüllt. Dies ist das Reifwerden des Vermögens. Das Unsichtbarwerden von Mensch und Ochse bezeichnet den Ort der vollkommenen Vergessenheit“ Es gibt Nichts: Weder den Ochsen noch den Menschen, weder Erwachtsein noch Erwachenwollen.“<sup>2</sup>

Welche Zauberei! Etwas. Was eigentlich Nichts ist, wird hier in zehn Stufen gegliedert und durch viele Worte erläutert. Am Ende dieser Zauberei wird sogar „das hereinkommen auf den Markt“ bemüht. Törichter Unsinn! Völlig vergebens die Mühe! Es ist eine Arbeit für Nichts und wieder Nichts.“<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Ich habe mich bei der Wahl der zitierten Verse weitgehend an die Vorlage von Meister Kuo-an gehalten, wie sie bei Daisetz Teitaro Suzuki wiedergegeben werden (Suzuki, 1993. Zazen, München: Barth Verlag. 188-207 ergänzt durch: Der Hirte und sein Ochse, Übersetzung: Koichi Tsu,jimura und Hartmut Buchner; Klett Verlag 2004 (9) Ausserdem dienten mir bei der Interpretation ergänzend: Die Zehn Bilder vom Ochsenhirt mit den Versen von Kakuan Zenji von Kubota Ji'un, übersetzt von Peter Lengsfeld

- sowie Mariko Fuchs, Ewig üben, Die Pädagogik des Zen-Meisters, 2009;

<sup>2</sup> Der Ochse und sein Hirte, eine altchin. Zen-Geschichte erläutert von Dazohkutsu R. Ohtsu; Stuttgart 1958, 63

<sup>3</sup> Ebenda, S 65

## 1 Die Suche



Trostlos in endloser Weite bahnt er sich auf und ab den Weg in wucherndem Gras  
 und sucht einen Ochsen. Weites Wasser, ferne Berge, und der Weg zieht sich endlos dahin.  
 Der Leib zu Tode erschöpft und verzweifelt das Herz.  
 Im Dämmer des Abends hört er nur Zikaden auf dem Ahorn singen.  
 Nach aussen gewandt sucht eifrig der Hirt mit all seinen Kräften.  
 Schon geraten die Füße in tiefen schlammigen Sumpf, doch er merkt es nicht.  
 Im Anfänglichen liegt keine Spur. Im Verborgenen zwar kehrt er, ein Gast,  
 schon heim mit dem Ochsen und umfasst dessen Nase .

Im ersten Bild der Rinderparabel sucht der Hirtenjunge einen verirrtten Ochsen. Der Ochse ist die Metapher für den eigenen Geist, das eigene Selbst, das scheinbar verloren gegangen ist. Der Hirte hat das Bedürfnis, etwas finden zu müssen, was er kennt, und was ihm fehlt. Die Initiative geht vom wahren Selbst aus. Es ist typisch für das chinesische Denken, dies durch ein so praktisches Tier wie den Ochsen darzustellen. Der Hirte ist beunruhigt, er ist haltlos und heimatlos und sucht immer etwas. Das Gras ist die innere Unwissenheit, das Wasser ist Begierde, der Berg ist Eigensinn. So beginnt die Suche.

Für den Weg des Zen sind drei Bedingungen unerlässlich: der grosse Glaube, der grosse Zweifel und der grosse Mut.

Der grosse Glaube ist ein tätiges Vollbringen – er glaubt an die Möglichkeit, das Höchste, nach dem er strebt, zu erreichen

Der grosse Zweifel: Der Schüler lässt sich auf sein Koan an, das nicht mit dem Verstand zu lösen ist und stellt sich zweifelnd der Prüfung und sich selbst.

Der grosse Mut: unerschrocken gibt der Schüler sich der Übung hin

Die Suche nach dem Ochsen ist die erste echte Entschlossenheit des Hirten, d.h. des Schülers.

2 Merkwürdigkeiten:

- Das zu verwirklichende Selbst ist das ursprüngliche Selbst (keine Wandlung)
- Selbstverwirklichung ist zum Ursprung zurückzukehren. Vom Anfang an ist nichts verloren, d.h. es ist eine Illusion, das Selbst verloren zu haben. Warum dann suchen?

Je weiter man geht, desto mehr verirrt man sich. Der Weg ist Begegnung mit sich selbst, mit seinen irrigen Leidenschaften und Meinungen. Nachdenken = irren, der Verstand bewertet, unterscheidet ist aber auch Bewusstwerden des Verlustes, Es ist die 1. Herzensregung, die sich auf das Selbst richtet. Die Erschöpfung und Verzweiflung ist der tiefste Punkt ist jener Zustand erreicht, den man auch „Das nahe am Schatzhaus-Sein“ nennt.

## 2. Spuren in den Himmel



Im Wald und am Gestade des Wassers finden sich unzählige Fußspuren;  
 Hat der Hirte den Weg gefunden inmitten des dichtwuchernden, duftenden Grases?  
 Selbst die tiefsten Schluchten der höchsten Berge  
 können des Ochsens Nase nicht verbergen, reicht sie doch bis in den Himmel.  
 Wie im Neste des Vogels, von Gräsern verdeckt, kreist er um sich in der kleinen Höhle.  
 Gewahrt er sein eigenes Irren? Da – gerade ist er am Ochsens vorbei  
 und lässt ihn entkommen. Viele suchen den Ochsens, doch wenige haben ihn je gesehen.

In dieser Phase geht es um die Rolle der theoretischen Lehre. Mit Hilfe der Schriften und des Studiums findet der Hirte trotz seiner Verwirrung die Spuren des Ochsens. Damit sind die Abdrücke der Hufe des Ochsens am Boden gemeint. Die Richtung wird sichtbar. Meistens ist damit das konzeptionelle Verständnis der Sutren, der Lehren Shakyamunis und der Patriarchen gemeint. Das Studium der Texte ermöglicht ein intellektuelles Verständnis der Erfahrung, d.h. es ist ein verstandesmäßiges Begreifen der Existenz des Ochsens bzw. alles Seiende im Himmel und auf Erden ist leer, jede Form ist Leere. Himmel und Erde haben dieselbe Wurzel. Alle Dinge und ich sind eins. Noch gibt es ein Ich, das diese Aussagen versteht, aber es ist er völlig an äusseren Namen und Formen verhaftet. Er lebt in der Welt der Gegensätze: Gut und Böse, Schön und Häßlich, dies und das, deins und meins, Wünsche und Abneigungen beherrschen das Denken und verursachen Leid. (dichtwucherndes duftendes Gras) In dem Moment, wo er meint, er hat den Ochsens, ist er schon an ihm vorübergegangen. Aber der Hirte beginnt zu verstehen, dass alles und jedes mit unserer Geisteshaltung in Zusammenhang stehen. Der Hirte erkennt noch nicht, was der 6. Patriarch einmal so sagte: „Gerade inmitten der weltlichen Leiden-schaften und irrigen Meinungen wohnt das ungeborene, anfängliche Selbst.“ Langsam nähern sich „Mu“ und „Ich“ einander an. So wächst die Überzeugung: Ich kann Kensho erfahren.

Im Buddhismus werden Lehren und Lernen durch den Intellekt nicht gering geschätzt. Trotzdem ist die theoretische Lehre nur die Spur und nicht die Wahrheit selbst. Wer das durcheinander bringt, ist in Gefahr, die Wahrheit zu verpassen.

### 3 Erblicken



Eine Nachtigall schlägt auf einen Zweig, warm scheint die Sonne,  
 sanft weht der Wind, die Weiden grünen.  
 Dort steht der Ochse, wo könnt' er sich verbergen?  
 Gestalt und Stimme des Ochsen wurden gehört und erblickt.  
 Doch wenn einer strenger prüft, gewahrt er, wie es noch nicht vollendet.  
 Grad auf des Ochsen Nase stiess des Hirten Gesicht.  
 Nun braucht er nicht mehr dem Brüllen zu folgen  
 Weder weiss noch blau ist dieser Ochs.  
 Still nickt sich der Hirte zu und erlaubt sich ein leises Lächeln.

Der Ochse wird sichtbar, zunächst erst noch den Schwanz. Vielmehr: der Ochse zeigt sich dem Jungen, er ruft ihn, man muss nur seine Stimme hören und seine Gestalt sehen. Wenn man mit allen Differenzierungen aufhört, wird einem die uzrtsprüngliche welt von sich aus plötzlich eröffnet.

Nach langem Suchen und vielen Mühen findet der Hirte die Spur zu sich selbst und begreift, dass alle Dinge von ihm nicht verschieden sind. Denn es ist sein Geist, der den Dingen Bedeutung gibt. Auf diese Weise macht sich jeder selbst seine Welt Indem der Hirte den alltäglichen Geräuschen lauscht, bekommt er eine Ahnung davon, dass seine Natur von den zehntausend Dingen nicht getrennt ist. Jetzt spielt Hören und Sehen eine wichtige Rolle. „Mithilfe der Stimme springt man hinein. Wo man hinsieht, trifft man auf den Ursprung. Der wahre Ochse ist das ganze Universum. Viele Erleuchtungserfahrungen sind durch Klänge ausgelöst. Im Sehen der Farbe das Herz durchblicken. Was auch immer man sieht und hört, jedes einzelne Phänomen, ist so, wie es ist, das wahre Selbst. Die Nachtigall, der Ochse und der Hirte, weiss oder blau: Sind sie gleich oder verschieden? Für den Hirten sind sie gleich, denn er versteht, dass die eigene Natur alle zehntausend Dinge hervorbringt und dass alles ursprünglich Eins ist: Form ist Leerheit und Leerheit ist Form. Die Sprache muss überwunden werden, die Funktion der Sinne muss neu erkannt werden. (Gewahrsein) Man muss dem eigenen Körper völlig vertrauen. Gefahr dieser Erfahrung: sich aufzublähen

Die Frühlingslandschaft steht im Kontrast zum 1. Bild, wo die einsame Stimmung des Spätherbstes vorherrscht. Frühling ist jene Landschaft des Herzens, in der es keine dunkle Wolke gibt, da der ganze Himmel verschwindet und der eiserne Berg zerspringt. Das stille Nicken des Hirten meint: Jetzt habe ich verstanden. Aus ihm quillt reine Freude. – ein leises Lächeln.

#### 4 Einfangen



Nach höchsten Mühen hat der Hirte den Ochsen gefangen.  
Fest muß der Hirt das Leitseil packen, darf es nicht loslassen,  
denn noch hat der Ochse schlimme Neigungen und wilde Kraft.  
Bald rennt er ins Hochland hinauf, bald läuft er tief in Stätten  
voller Dunst und Nebel und verweilt dort

    Noch sind viele und feinste Übel nicht überwunden.

Auch wenn der Hirte ihn an der Nase mit dem Zügel behutsam zieht.  
wendet der Ochse zuweilen sich um und will zurück in die Wildnis.  
Vom Zügel an der Nase des Ochsen darf er die Hand noch nicht lassen.

    Der Weg der Heimkehr leuchten dem Hirten schon klar –

    Doch muss er noch oft mit dem Ochsen halten, am blauen Fluss und auf grünem Berge.

Der Ochse ist noch wild strebt zu seiner grünen Weide zurück. Es ist daher für den Hirten sehr mühsam, den Ochsen zu halten und zu führen. Einerseits sind es die Verführungen der Außenwelt, andererseits Triebe und Neigungen, denen der Ochse folgt und die sein Handeln bestimmen. Das Leben ist fortwährende Entladung und Entfaltung bewußter und unterbewußter Regungen und Empfindungen. Die Neigung ist noch gross, in die Welt der Unterscheidungen und Dualitäten zurückzukehren. Die Tendenz, in der Welt der Leere möglichst lange zu verweilen, ist gross. Besonders der Gedanke, eine aussergewöhnliche Erleuchtungserfahrung erlangt zu haben, kann unmerklich zu einer Quelle des Hochmuts werden. All das wird dem Hirten nun bewußt. Wie kann man frei werden? Der Hirte weiß: Solange der Ochse nicht eingefangen und gezähmt ist, bedingen und bestimmen die Fluktuationen des Bewußtseins unseren Charakter und unser Dasein, und der Egoismus dominiert unser Handeln. Das Fangen des Ochsen ist jene Stufe der Übung, auf der der Hirte das Herzenswesen bis zu seinem letzten Grunde durchschaut. Das Durchschauen muss bezeugt werden. Das Fangen des Ochsen wird selbst zum Herzensbereich. Von dieser 4. bis zur 6. Phase wird die Auseinandersetzung zwischen dem Ich und dem wahren Selbst eines Individuums besonders thematisiert. Es ist die Phase des inneren Kampfes. Der Hirte hängt noch an Lob und Tadel. Der Ochse ist noch nicht zu seinem wirklichen Leben geworden. Das Ziel ist die Vereinigung zwischen Ich und Selbst.

## 5 Zähmen



Der Hirte darf Peitsche und Leitseil keinen Augenblick aus der Hand lassen,  
sonst läuft der Ochse davon in den Staub.  
Recht gezähmt, wird er sauber und sanft, gelöst vom Seil, folgt er willig dem Hirten.  
Bald weilt der Ochse oben im Bergwald, macht sich dort einen guten Tag.  
Bald geht er entlang der Strasse und wird vom Staub der Pferde beschmutzt.  
Niemals frisst er vom Futter, das auf anderer Menschen Weise gedeiht  
Kommen und Gehen – es braucht keine Mühe des Hirten. Ruhig trägt ihn der Ochse.  
Auch wenn er mitten in Staub gerät, kann ihn das nicht beschmutzen.  
Langmütiges Zähmen. Aus jähem Sturz hat der Hirte sein ganzes Vermögen gewonnen.  
Unter den Bäumen begegnet anderen Menschen sein mächtiges Lachen.

Der Ochse ist eingefangen, und langsam gelingt es dem Hirten, ihn zu zähmen. Den Ochsen finden und zähmen bedeutet, langsam mit sich selbst vertraut zu werden. (Das Selbst selbst ist erziehungsnotwendig) Der wilde Kampf ist der Ruhe gewichen. Das Ich und das Selbst sind noch getrennt, aber sie harmonieren miteinander. Was man tut, wird unmittelbar richtig, wird jedoch stets auch als „das richtige Handeln“ bewusst erkannt. Der Hirte erfährt und lebt die Antworten, die er auf die Frage nach sich selbst gefunden hat. Er weiß, dass die Dinge vom eigenen Geist abhängig sind, insofern sie durch uns ihre Bedeutung erhalten. Denken, Wünsche und Verblendung machen die Welt, in der wir leben. Was, wenn wir alles Denken abschneiden, nicht an unseren Wünschen und unserer Meinung festhalten? Dann wird jeder Augenblick wahr, so lehren es die Meister und Patriarchen. Wer wirklich zur Ruhe kommt, für den kann jeder aufsteigende Impuls zur Manifestation des wahren Selbst werden. Darum bemüht sich der Hirte. Es ist eine Zeit der aufrichtigen Übung: Fest packt der Hirte das Leitseil und läßt keinen Zweifel aufkommen. Er muss achtsam bleiben, damit sich keine Gedanken erheben, und ihn der Ochse nicht davon zieht.

Der Durchbruch sollte jäh und plötzlich sein. Aber die Übung danach bedarf der Allmählichkeit und ist schwer. Das durchbruchhafte Erwachen ist in sich zugleich ein Zurückschauen auf das Wesen der Alltäglichkeit. Im Irren wird der Schüler vom Kommen und Gehen des Anwesenden umgetrieben. (Geburt und Tod). Im Erwachen wird das endlose Nacheinander der Gedanken zur Welt der Wahrheit, zur einen Welt des Nirwana. Es gibt kein Erwachen und Nicht-erwachen. Die Leerheit ist die Wirklichkeit. Doch an diesem Wesensbereich dürfen wir nicht stehen bleiben. Nur dort, wo wir eins geworden sind, öffnet sich die Welt des Wachseins.

## 6 Heimritt



Er reitet auf dem Ochsen heim in heiterer Gelassenheit.  
Den fernhinziehenden Abendnebel begleitet weithin der Klang seiner Flöte.  
Ein Klatschen, der Takt eines Liedes ist von unumschränktem Sinn.  
Wer diesen Sinn kennt, (Hört einer auf den Gesang,) braucht der denn noch Worte?  
Er weist mit der Hand in die Gegend vorne beim Deich – dort liegt schon die Heimat.  
Aus Dunst und Nebel tritt er heraus und bläst leise die hölzerne Flöte.  
Auf dem Ochsen umgedreht sitzend kehrt er frohen Herzens nach Hause.  
Der Ochse wirft keinen Blick auf das leidige Gras.

Der lange Kampf ist zu Ende. Der Hirte reitet den Ochsen. Er hat keine Zügel mehr in der Hand. Der Mensch ist hier der seiner selbst ledige Mensch und auch der Ochse ist der seiner selbst ledige Ochse. Dieses Selbst ist glücklich und zufrieden, wenn es auf den Ochsen blickt und es denkt bei sich, wie wunderbar alles geworden ist. Wo der Herzensochs, der Hirt und die Welt in die Sammlung des einen Wesens zurückgeführt und darein versammelt worden sind, versenkt sich der Hirte in den Ochsen und der Ochse in den Hirten. Es ist die Paarung von Hell und Dunkel. Beide sind miteinander versöhnt und befinden sich auf dem Heimweg. Das Ich und das Selbst sind jetzt im Individuum vollkommen vereinigt. Sie verstehen sich wortlos. Auch die Reflexion, mit der das Ich sich kontrolliert, ist verschwunden. Gehen, stehen, sitzen, liegen..., alles, was man tut, ist sofort das wahre Handeln. Alles Sträuben und Streben hat sich aufgelöst. Die Mühen haben sich gelohnt. Kein Gewinn, kein Verlust. Es bleiben die einfachen Lieder, die der Hirte auf der Flöte spielt. Im Klang der Töne wird alles eins: Hirte, Ochse und Musik. Da ist kein Ich oder Du, kein hier oder dort, kein vorher oder nachher. Es gibt nichts zu denken, kein Ort, an dem man verweilt, kein Objekt, das den Blick bannen könnte. Da ist nur die Musik und große Freude. Durch Reichtum und Ehre ist der Hirt nicht zu halten. Ein grosses Selbstvertrauen wurde ihm geschenkt. Was einer aus dem Ursprung handelt, wird zur Tat des Buddha, was er auch tun möge. Jetzt braucht sich die Übende nicht mehr der Atmung bewusst zu sein. Die Atmung atmet sich selbst. Man geht völlig im Aus- und Einatmen auf. Die ganze Welt atmet. Die Grenze zwischen dem eigenen Körper und der Umwelt ist verwischt. Das Ende ist allerdings noch nicht in Sicht. Warum? Weil es da noch ein Selbst gibt, das auf den Ochsen schaut, ein Ich, das auf dem Rücken des Ochsen sitzt. Man muss wissen, dass man immer noch auf dem Weg ist.

## 7 Vergessen



Heimkehren konnte er nur auf dem Ochsen, nun gibt es den Ochsen nicht mehr.  
 Allein sitzt der Hirte, heiter und ruhig.  
 Die rote Sonne steht schon hoch am Himmel, doch er träumt friedlich weiter.  
 Unter dem Strohdach liegen nun Peitsche und Leitseil nutzlos herum.  
 Singend und tanzend lebt müssig der Hirte an nichts mehr gebunden.  
 Zwischen Himmel und Erde ward er sein eigener Herr.  
 Heimgekehrt ist der Hirte, nun gibt es überall Heimat.  
 Sind Ding und Ich gänzlich vergessen, herrscht Ruhe den ganzen Tag.  
 Auf solchem Gipfel gehört ein Mensch nicht mehr in die Menschenwelt.

Der Hirte ist einen Schritt weiter: Körper und Geist, Individuum und Welt, Leben und Wirklichkeit sind eins geworden. Die Metapher des Ochsen ist nutzlos geworden. Der Ochse wird vergessen. Begonnen haben wir damit, den Ochsen zu suchen, wir haben ihn gesehen, gefunden, festgehalten und gezähmt, ihn unter Kontrolle gebracht und dazu erzogen, das zu tun, was ihm befohlen wird. Jetzt ist der Ochse nicht mehr zu sehen. Man fragt sich, wo er ist. Bisher stand er im Mittelpunkt. Der Junge ist zufrieden ohne das Tier und genießt den Mondschein. Er scheint alle Mühe längst vergessen zu haben. Eins geworden mit dem Selbst ist er sich dieses Selbst gar nicht mehr bewusst. Das Selbst ist ganz und gar vergessen; es ist die Welt der Leere, in der es „kein Wölkchen am Himmel“ gibt, das den Blick behindern könnte. Es gibt keinen Unterschied zum Ursprung. „Das vollendete Erwachen ist dem Noch-Nicht-Erwachen gleich. Inmitten des Leibes wohnt ein wahrer Mensch von keinem Rang. Ständig geht er ein und aus durch eure Sinne. Shakyamuni: „Über und unter dem Himmel bin ich allein der Würdige“.

Der Junge ist wieder ohne Ochse, er ist zu seinem Ursprung zurückgekehrt. Wozu dann alle seine Mühe? Um diese Frage zu beantworten, muss man die Tatsache beachten, dass der Junge zu Hause ist. Zu Hause sein heisst da sein, wo man eigentlich hingehört. Im Ursprung gibt es keine Differenzierung. Es gibt nichts als die Wahrheit. Der Monde scheint herrlich, der Junge sieht dieses klare Licht. Er weiss, dass der Mondschein und er verschieden sind, aber er hat vergessen, dass er es weiss. Er akzeptiert einfach das, was geschieht. Es ist so sicher, dass er nicht mehr reflektiert. Wie ist das möglich? Er glaubt, dass, wo immer er sich befindet, eine schützende Hand über ihm ist. Dieser unerschütterliche Glaube resultiert daraus, dass es keine Differenzierungen mehr gibt. Eigentlich wird diese Sicherheit durch die Buddha-Natur selbst bewirkt. Hier liegt der Unterschied zum Anfangszustand. Das Ergebnis der langen Reise ist der Glaube, entstanden aus der Übung.

## 8 Sich selbst vergessen



Peitsche und Leitseil, Ochs und Hirte gehören gleichermaßen der Leere an.  
 Der blaue Himmel ist so allumfassend weit, daß alles Mitteilen in ihm beinahe endet.  
 Über loderndem Feuer kann keine Schneeflocke bestehen.  
 Erst wenn ein Mensch in diesen Ort gelangt ist, kann er den alten Meistern entsprechen.  
 Schande. Alle Welt wollte ich bisher retten. Erstaunen! Es gibt keine Welt mehr zu retten.  
 Vorgänger – Nachgänger beides gibt es hier nicht mehr.  
 Rätsel! Wer kann diese Wahrheit erben, wer sie vererben?  
 Mit einem Schlag bricht jäh der grosse Himmel in Trümmer.  
 Heiliges, Weltliches spurlos verschwunden. Im Unbegangenen endet der Weg.  
 Vor dem Tempel leuchtet der helle Mond und es rauscht der Wind.  
 Alles Wasser von allen Flüssen münden ins grosse Meer.

Kein Hirte, kein Ochse, sondern nur ein leerer Kreis. Alle Gegensätze sind aufgehoben. Es gibt nichts mehr, woran man sich verhaften könnte. Die bisherige Entwicklung wird durch das „Nichts“ gründlich vernichtet. Es ist ein grosser Sprung nach vorne. Im vorigen Bild erreichte der Junge eigentlich die Endphase seiner Suche. Das wahre Selbst verkörpert sich im Individuum. Was er tut, ist unmittelbar das Handeln des Dharmas. Alles ist natürlich. Er bleibt friedlich in der universalen Einheit. Doch diese Einheit muss aufgebrochen werden, um die wahre Freiheit des Selbst zu verwirklichen. Das Ziel ist es, absolute Befreiung von allem zu erlangen. Deshalb muss das „grosse Ich“ durch das Nichts ersetzt werden, das über das Sein und das Nichtsein oder die Weltlichkeit und die Heiligkeit hinausgeht.

Vom ersten bis zum sechsten Bild war die dynamische Kraft, um vorwärtszukommen, eigentlich die Selbstverneinung. Das Individuum ist in jeder Phase noch nicht reif genug. Der Kampf gegen das Ich muss stets geführt werden und das Selbst muss immer noch aufgehoben werden. Im siebten Bild kommt der Fortschritt zu einem Ende. Im achten Bild stellt sich die vollkommene Selbstverneinung dar, die weder Selbst, noch Verneinung enthält. Das absolute Nichts, das sogar die Selbstverwirklichung überwindet, ist die radikale Forderung des Buddhismus.

Diese Entwicklung beruht auf der Suche nach etwas Höheren, denn das jetzige Selbst ist nicht das wahre. Dies wird zunächst thematisiert. Man setzt es als Ziel voraus, macht Schritte, sich ihm zu nähern. Wenn man sich aber mit dem Stadium der Selbstverwirklichung zufrieden gibt, stockt die Entwicklung. Deshalb muss dieses verwirklichte Selbst vernichtet werden, obwohl man herausgefunden hat, was das wahre Selbst ist. In dieser absoluten Befreiung manifestiert sich das undefinierbare, dynamische und kreative Selbst aus dem ursprünglichen Nichts. Die echte Kreativität entsteht aus solcher Freiheit von allen Figuren. Man schafft etwas Eigenes in irgendeiner Form.

## 9 Zum Ursprung zurückkehren



In den Grund und Ursprung zurückgekehrt, hat der Hirte schon Alles vollbracht.  
 In seiner Hütte sitzt er und sieht keine Dinge da draussen.  
 Die Ströme fließen, wie sie fließen, und rote Blumen blühen von selber rot.  
 Was er auch sieht und hört, bedarf er nicht mehr der Taubheit und Blindheit.  
 Schon hat der Hirt alle Kraft des Herzens verschwendet  
 und ist alle Wege zu Ende gegangen.  
 Sogar das kleinste Erwachen übertrifft nicht Taubheit und Blindheit.  
 Unter den Strohsandalen endet der Weg, den er eins kam.  
 Kein Vogel singt. Rote Blumen blühen in herrlicher Wirre.

Die originäre Erfahrung der Leerheit hat den Hirten von allen Anhaftungen befreit. Sie war vergleichbar einer Initiation, einer Taufe oder einer Seinsverwandlung, die das Dasein in das Nichts zurückgenommen hatte. Wenn kein Hirte und kein Ochse mehr das Bild verstellen, dann kann sich die ursprüngliche Daseinserfahrung des Zen ereignen. Dann wird die Leerheit hin zur wirklichen Wirklichkeit überschritten, die jetzt im neunten Bild strahlend aufscheint: Der Baum ist grün, die Blumen blühen. Alles ist genau so, wie es ist. Was wir sehen, hören, riechen, schmecken, berühren oder denken, alles ist einfach-genau-so, alles ist wahr. Alles ist Buddha. Das ist unsere wahre Natur. Auf diese Weise sind wir von allen Dingen im Universum niemals getrennt. Das hat der Hirte nun erlangt. Er ist geworden, was er immer schon ist.

Die neunte Stufe betrifft das Anwesende, die Unterschiedenheit. Jetzt geschieht die Wendung des absoluten Nein zum Absoluten Ja bei gleichzeitiger Rückkehr alles Anwesenden in das Wesen hinein. Die Ungeschiedenheit ist die Unterschiedenheit und umgekehrt. Es gibt nur das absolute Sein, das weder Sein noch Nichts ist. Dieser Zustand ist nichts anders als der leere Kreis des 8. Bildes, in dem alle dualistischen Gegensätze restlos verschwunden sind. Das 9. Bild bedeutet deshalb keine neue Phase, es ist eine Variation der Seinsweise des Nichts. Denn man muss einmal alles im Nichts erkennen, um dann wieder zur Welt zurückzukehren. Der Ort, an dem man leben muss, ist der gleiche Ort, an dem man am Anfang lebte. Alles in der Welt steht im Wandel, ist vergänglich und wendet sich trotzdem niemals von seinem anfänglichen Selbst ab. Der unendliche Storm ist immer schon dagewesen und die rote Blüte auch. Alles drückt direkt das wahre Selbst aus, aber es bedarf keines erkennenden Subjektes. Man lebt in der Welt, in der es nichts gibt, was man nicht selbst ist.

Hier zeigt sich die absolut variationsfreie Kreativität. Hier kann die Aussage, dass der Berg der Berg ist, gleichberechtigt neben der Aussage stehen, dass der Berg nicht der Berg ist. Der Widerspruch manifestiert sich ganz selbstverständlich im dynamischen Wechsel zwischen dem leeren Kreis und der Natur. Absolut frei zu sein, ermöglicht, sich aller Paradigmen nach Belieben zu bedienen. Aus dieser Freiheit entstehen die kreativen und eigentümlichen Aktivitäten der Menschen. Alles ist einzig und einmalig im Sein. Das ist der begreifbare Ausdruck des unbegreiflichen Nichts. Die Persönlichkeit und der Wert des Individuums können erst in diesem Sinne gewürdigt werden. .

## 10 Herabstieg vom Berg



Mit entblößter Brust kommt er barfuß zum Markte.  
 Schmutzbedeckt und mit Asche beschmiert, lacht er doch breit übers ganze Gesicht.  
 Ohne Zuflucht zu mystischen Kräften bringt er verdorrte Bäume schnell zum Blühen.  
 Freundschaftlich kommt dieser Kerl aus einem fremden Geschlecht.  
 Bald zeigt sein Gesicht deutlich die Züge des Pferdes, bald die des Esels.  
 Schwingt er einmal den eisernen Stab schnell wie der Wind.  
 Grad ins Gesicht springt aus dem Ärmel heraus der eiserne Stab.  
 Bald spricht er hunnisch, bald chinesisches, mit mächtigem Lachen auf seinen Wangen.  
 Wenn es ein Mensch versteht, einem selbst zu begegnen und unbekannt ihm zu bleiben –  
 Wird sich weit das Tor zum Palaste.

Ein japanischer Meister und Kommentator der Rinderparabel bemerkt zum 10. Bild: "Wer in sich selbst die Bezeugung der Wahrheit zur Vollendung kommen ließ, geht in die Welt, um die Anderen zu retten. ... So ergeht es von altersher allen Buddhas und jedem Meister. Aus hervorquellender unendlicher Barmherzigkeit wirft er sich in die staubige Welt, und mit dem großen Gelöbnis reicht er seine Hand zur Rettung alles weltlich Anwesenden. Kann seine Haltung als eine moralische oder religiöse bezeichnet werden? Nein, keines von beiden. Sein Handeln und das darin quellende ungehinderte Leben des Zen kann nicht in den Rahmen der Sittlichkeit oder der Religion gepreßt werden. Sein über alle Gesetze und Normen hinweg frei spielendes Leben kann keiner verständlich machen. Erst diesem frei spielenden Leben sollten alle moralischen Gesetze und alle religiösen Normen entspringen." (Meister D.R. Ohtsu)  
 Der Hirte kehrt als Freier in die Welt der Unterschiedenheit zurück: Er geht auf den "Markt mit offenen Händen", um zu tun, was nötig ist, nämlich um zu helfen, wo geholfen werden muss. Er ist aus dem großen Nein des 8. Bildes in das große Ja herausgesprungen. Er ist ein Bodhisattva geworden.

Merkwürdigerweise haben die letzten drei Bilder nicht mit dem Titel der 10 Ochsenbilder zu tun, aber sie sind die notwendige Weiterentwicklung der vorigen Phasen, weil sie immer noch vom wahren Selbst handeln. Das 10. Bild ist etwas Besonderes. Die Dynamik des wahren Selbst wirkt jetzt zwischen den Menschen. Der alte Mann lacht und genießt das Leben, keine Spur von heilig oder weise, jedoch gütig im Umgang mit seinen Mitmenschen.

Bis zum 5. Bild gibt es Parallelen zur transpersonalen Psychologie – also für einen inneren Weg, der sowohl die psychologische als auch die spirituelle Entfaltung mit einbezieht, der um eine Einheit zwischen Ich und Selbst bemüht ist.

Für den Weg des Zen sind die folgenden drei Bedingungen unerlässlich: der grosse Glaube, (tätiges Vollbringen – Schritt für Schritt in der Übung) der grosse Zweifel (aus einem immerwährenden Fragen und Zweifeln erwächst die rechte und froh gestimmte Anteilnahme des Schülers. und der grosse Mut. (zorniger Mut) Das macht die echte Entschlossenheit des Schülers aus.

Der Weg im Zen: Versunkenheit, Erleuchtung, Personalisation der Erleuchtung  
In der christlichen Mystik: unio purgativa, unio unitiva, unio mystica

Zusammengestellt: Hildegard Schmittfull